

Den Frieden denken ist Kritik

1945 beschloß der Lehrkörper der Universität Heidelberg, "sich einem Wiederauftreten Gumbels, das man befürchtete, widersetzen zu wollen".¹ Es handelt sich um jenen Emil Julius Gumbel, der wie kein anderer die redliche Minderheit des deutschen Professoriats der ersten gesamtdeutschen Republik verkörperte, als Wissenschaftler und als Zivillist. Seine Untersuchungen über politische Urteile und die einseitige Unrechtsprechung der deutschen Justiz haben ihn als Hochschullehrer verhaßt gemacht und als Mitglied der deutschen Friedens-Gesellschaft in Gefahr gebracht. Carl von Ossietzky erinnert sich 1931 in der Weltbühne: "Damals wichen Sie als Vorsitzender nicht vom Platze, Sie blieben ruhig stehen, die Glocke schwingend, noch als Ihnen das Blut von den Hieben der jungen Vaterlandsretter übers Gesicht rieselte."²

So wenig die deutschen Universitäten, von einer generellen Einpassung in die neue Demokratie der zweiten deutschen Republik abgesehen, sich lange Jahre hindurch ihrer Vergangenheit stellen wollten, so wenig hat dies die Justiz, die Medizin und die öffentliche Verwaltung für nötig erachtet. Wir wissen das, und wir wissen auch, daß wir mittlerweile damit besser umgehen können als die Republikaner im Staat von Weimar. Das Unrecht, das Emil Julius Gumbel so exem-

¹ Volker Ullrich: Der Zivillist als Außenseiter. In: DIE ZEIT Nr. 30/1991, S. 36

² Ebenda. Vgl. E. J. Gumbel: Vier Jahre politischer Mord, 1922, Verschwörer, 1924, ders.: Landesverrat, begangen durch die Presse. In: Die Justiz, Bd. 2 (1926/1927)

plarisch erfahren hatte, traf ihn als Wissenschaftler, als linken Demokraten, als Juden. Das Unrecht, das kritische Intellektuelle schon vor 1933 treffen sollte, hatte immer einen wohlfeilen Namen: Vaterland. Die Nation und die vorgebrachte Liebe zu ihr rechtfertigten, was Recht und Gesetz auch in Weimar nicht zuließen. Unsere deutsche demokratische Gesellschaft von heute scheint von übertriebenem Patriotismus geheilt, aber vielleicht noch nicht gründlich. Sie setzt auf Kontinuitäten, wo gerade die Brüche heilsam wären. Das Urteil, mit dem das Berliner Kammergericht die Wiederaufnahme des Ossietzky-Prozesses vereitelte, steht in dieser Tradition. Es gibt keinen Protest unter den Juristen, daß ein Richter, der die Wiederaufnahme des Prozesses verweigert, Egbert Weiss, seinerzeit am Freispruch für Edmund Rehse mitgewirkt hatte. Rehse war einer der Mörder im Umkreis von Freisler. Seinerzeit war 1968. Heute entsorgt sich all dieses leicht, weil - nicht: obwohl - die Demokratie fester geworden ist, aber was zuviel ist, ist zuviel. Gumbel spielt übrigens als Quelle für die Begründung der Wiederaufnahme eine bedeutende Rolle, Wissenschaft als Mittel, die Macht wach zu halten, und die Gegenmacht aufzuwecken.

Daß diese Universität heute den Namen Carl von Ossietzky Universität Oldenburg trägt, ist auch Geschichte und Produkt eines Lernprozesses. Gerade deshalb wäre heute keine zusammengeraffte Würdigung des Carl von Ossietzky angebracht, die in Kurzform Leben und Werk denen nahebringen möchte, die bisher an diesem Lernprozeß noch nicht teilgenommen haben. Wenigstens dieses Lernen sich nicht zu ersparen, könnte ein schönes Geschenk an unsere Universität sein. Der glücklich errungene Erfolg der Namensgebung läßt nur zu leicht die argumentative Erschöpfung vergessen, die diesem Prozeß auch eingeschrieben war. Daß diese Erschöpfung immer wieder überwunden werden konnte, lag wenigstens an zwei Ursachen: der Menschlichkeit und der Wissenschaft. Je stärker das Werk des Carl von Ossietzky Ver-

breitung fand, je stärker das, was er wirklich gesagt hatte und nicht das, was er nun wirklich nicht war, seine öffentliche Wahrnehmung bestimmte, desto deutlicher wurde sein Humanismus sans phrase sichtbar, desto stärker wurde eine Menschlichkeit deutlich, die sich nicht auf Betroffenheit beschränkte sondern aus der Analyse und Kritik noch den Horizont der Lösung, oder wenigstens der Veränderung hervorbrachte. Die Wissenschaft trägt dazu bei: die "Forschungsstelle Carl von Ossietzky", gegründet auf den Nachlaß, den Rosalinde von Ossietzky-Palm dieser Universität überantwortet hatte, brachte zutage, wie nahe die Methoden des kritischen Journalismus und einer intellektuell orientierten Wissenschaft sich stehen: wie ungeheuer viele Elemente von Wissen und sorgfältigster Recherche nötig sind, um auch nur einen Tatbestand zu erläutern oder zu verifizieren. Das Ethos dieser Sorgfalt als Bedingung für wirkungsvolle Kritik ist, abgesehen vom Biographischen, die Klammer zwischen der Arbeit Carl von Ossietzkys und der Arbeit jeder Wissenschaft, so hoffen wir, und damit auch unserer Universität. Keinen Gefallen täte dem Andenken und der Wirkung Ossietzkys, wer die Inhalte seines Engagements zu einem vorbildhaften Ensemble zusammenfügte, als gelte es heute, danach zu leben. Solche Vorbilder scheiterten noch immer entweder an der Hybris der Überhöhung oder an der Hybris der individuellen Ansprüche.

Und da ist noch eine wichtige Beziehung zwischen dem kritischen Publizisten und der Wissenschaft. Wenn Intellektualität nicht zu einem stumpfen Synonym für den Gebrauch des Verstandes überhaupt verkommen soll, dann ist sie eine sehr ambivalente Qualität. Wo nämlich endet die auf die Waffe der Kritik gegründete Macht der Intellektuellen, wenn sie nicht bloß Politik kommentieren, sondern Politik zu machen versuchen? Dies ist eine ständige Entscheidungssituation für die Presse, die Kulturkritik und erst recht für die Wissenschaft, deren intellektuelle Qualität ja erst die Legitimation für Politikberatung und gesellschaftskritisches Engagement ab-

gibt. Wir haben spätestens nach dem Vietnamkrieg von der Illusion des "universellen Intellektuellen" Abschied nehmen müssen, also eines Menschen, der Kraft seines differenzierten sozialen und kulturellen Expertentums und seiner Unabhängigkeit auf allen Feldern mit gleicher Distanz und gleichem Engagement sich einsetzt. Wir haben in Deutschland, angesichts von "Einheit" und "Golfkrieg" sehen müssen, wie schnell die verbindenden Grundlagen der Intellektuellen zerfasern. Der "Verrat der Intellektuellen" (Benda) beginnt nicht nur dort, wo sich die von ihnen kritisierte Politik instrumentalisiert, sondern auch da, wo sie sich auf die folgenlose Radikalität dieser Kritik zurückzieht, und vor der Politikunfähigkeit ihrer Adressaten hochmütig resigniert. Beiden Gefahren ist Ossietzky sehr bewußt und sehr präzise aus dem Weg gegangen, beide Gefahren zu vermeiden bietet der Wissenschaft eine Chance, an Glaubwürdigkeit zu gewinnen.

Das Erinnern an Carl von Ossietzky zum heutigen Tage begann mit einem Erinnern an den Wissenschaftler Gumbel und seine Untersuchungen zur Justiz. Wir könnten heute solche Untersuchungen und ihre Würdigung in der Weltbühne gut gebrauchen, wenn es darum geht, die historische und gesellschaftliche Dimension des gesamtdeutschen Stasi-Fiebers zu analysieren. Ich will hier nicht die trübe Alltagspolitik über Gebühr in den Festakt einbringen. Aber wie können wir uns noch empören über den Prozeß gegen Ossietzky, wie können wir uns über das nationalsozialistische deutsche Unrechtsregime empören, wenn die Rache des glücklicheren Westens am gescheiterten sozialistischen Unrechtsregime diese Vergangenheit in weiten Bereichen auszulöschen und zu übermalen droht. Brandenburgs Ministerpräsident Stolpe hat zugespitzt formuliert, "Die Stasi hat Aktenberge hinterlassen, wo die SS Leichenberge hinterließ".³ Das heißt nicht, daß die

³ Zitiert nach: Christoph Dieckmann: Abschied vom kleinen Kanzler. in: DIE ZEIT Nr. 38/1991, S. 2

jüngste deutsche Vergangenheit verdrängt werden soll, ähnlich der älteren. Aber es heißt anzuerkennen, daß beide, das gelungenere und das gescheiterte deutsche Modell, aus dem deutschen Nationalsozialismus ihre Herkunft haben. Oft habe ich den Eindruck, daß die Menschen im Westen den Osten gerne in die Nähe des Faschismus rücken möchten, um ihre Rache moralisch besser abzusichern, und daß viele Menschen im Osten als Opfer des SED-Regimes gerne mit Naziopfern verglichen würden, um ihre Dignität zu erhöhen. Diese Perversion führt zu jenem Einebnen, das dann wahrlich nur Kontinuität und keine Brüche zuließe. Die folgende Passage von einem öffentlichen Disput zwischen Hans-Joachim Maaz und einer älteren deutschen Wissenschaftlerin ist nicht zu erfinden:

"Mit einem herrischen Habitus! den sie aus der wilhelminischen Zeit ungebrochen über die Nazi-Jahre bis ins vereinte Deutschland hat durchhalten können, unternimmt es die 80jährige Frau, die Sozialpsychologin Wanda von Baeyer, mithin eine Fachkollegin, den unverfrorenen Gast von drüben zurechtzuweisen: Wir verstehen die Ostdeutschen, weil sie so sind wie wir während des Dritten Reiches.' Eben', murmelt Maaz."⁴

Und das ist der Bezug zum heutigen Tag, an dem wir ja die Namensgebung vollziehen. Das vereinigte Deutschland beschwert vor allem die Existenzen, die heute noch die Erinnerung an die Ursachen und Gründe falscher politischer und individueller Lebensentscheidungen wachhalten können. Dabei wäre es viel einfacher, bei einer anderen Art von Geschichte zu beginnen: die Straßen und Kasernen von den Namen der Kriegsminister und der Generäle zu befreien, das Liedgut der deutschen Patrioten um ihre Todessehnsucht zu erleichtern,

⁴ Jürgen Leinemann: "In der Freiheit verloren". In: DER SPIEGEL 39/1991, S. 26

das Wir-Gefühl bei deutschen Ersatztriumphen aufzulösen in individuelle Bedachtsamkeit: alles Alltag, keine Moral. Die Todessehnsucht als Haltung kultureller Leitbilder ist auch intellektueller Ausdruck für Politikunfähigkeit und -unwilligkeit. Todesverehrung, Heldenkult, die soldatische Tugend des Sterbens fürs Vaterland und die zivile Tugend des Martyriums - sie alle sind gleichermaßen lebensverachtende Posen der Trägheit von Herz und Hirn. Den Abstieg von der Erhabenheit leerer Idole in die Realität auch des lebbareren Lebens, des menschenwürdigen Einzelschicksals, macht den Propagandisten der Leere ihr Handwerk schwerer.

Aus den dargelegten Motiven heraus erklärt sich, warum ich die Namensgebung nicht in die Tradition oder den Anruf von Friedensbewegung, Pazifismus oder gar Bekenntnissen stelle. Eine öffentliche Institution gibt sich den Namen Carl von Ossietzky, befreit zu diesem Akt durch Parlament und Regierung. Die Genugtuung, daß dies möglich ist, verleitet nicht zum Glauben, daß damit ein Erbe angetreten ist. Ob die Wissenschaft an dieser Universität dem Frieden, wenigstens der Friedensfähigkeit von Menschen in dieser Gesellschaft dient, entscheiden beide: die individuellen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler und Studierenden, und die Öffentlichkeit, an die sich die Wissenschaft wendet. Nicht daß wir friedlich und menschlich miteinander umgehen, steht als Programm in Frage, sondern wie zu bewerkstelligen ist, was angesichts der Realität die schärfste Kritik an der Evolution der menschlichen Gemeinschaften sich nur formulieren kann. Wenn die Programme der Aufklärung, des demokratischen Sozialismus, des christlichen oder agnostischen Humanismus und viele andere letztlich ermöglicht haben, jederzeit wohlfeile Begründungen für das irrationalste Gemetzel zu provozieren, dann liegt das vielleicht daran, daß diese Programme so allgemein akzeptabel sind, daß jeder sich hinter ihnen verstecken kann. Die Kritik entkleidet, macht schutzlos und angreifbar. Die Bekenntnisse zu Pazifismus,

Antifaschismus, Multikultur und Menschenliebe sind doppelt unwirksam, weil sie keine Adressaten als alle haben, und weil sie Bekenntnisse sind, die sich an niemanden richten. Aber die Kritik daran, daß sie nichts verhindern, was geschieht, kann das Leben von realen und vereinzelt Menschen verändern. Der Beitrag der Wissenschaft dazu kann sein, diesen Veränderungen Ordnung und Begriffe zu geben, sie mittelbar und damit selbst wieder kritisierbar zu machen. Niemand hindert uns daran, in diesem Land weniger als anderswo, aber wir hindern uns selbst häufig daran, unversöhnlich selbstgerecht, wo Gerechtigkeit immer erst am Ergebnis von Handlungen abgelesen werden kann. Wenn von Carl von Ossietzky zu lernen ist, dann, wie solche Selbstbeschädigung aufzunehmen ist in der Stimme der Kritik.

Wir wollen uns zumuten, schon einige Schritte dahin getan zu haben, wohin wir wollen. Rosalinda von Ossietzky-Palm hat uns dabei geholfen, sie hilft uns und ist präsent. Der Senat der Universität, die den Namen ihres Vaters ab heute trägt, hat als Akt symbolischer Dankbarkeit und zugleich konkreter Beziehung die erste Ehrenbürgerwürde der Hochschule ihr angetragen. Rosalinda von Ossietzky-Palm hat diese Ehrung akzeptiert und soll sie nun erhalten:

